

**Kindsein zwischen Labor und Liebe.
Vorgeburtliche Diagnostik als Spiegel
eines grundsätzlichen Wertekonfliktes**



*„Bist mit Laternen auf der Spur
Dem Menschen, den sie nimmer finden!
Was willst, ihn zu suchen,
dich unterwinden?“¹
Johann Wolfgang von Goethe*

***Wertekonflikt in der Anthropologie:
Die Scheu vor dem „Leidwesen Mensch“***

Im vorangestellten Motto Goethes sucht, aus antikem Hintergrund auftauchend, Diogenes nach dem Menschen. Unbeholfen noch leuchtet er mit der Laterne, mitten im Tageslicht der Agora von Athen, den Anwesenden ins Gesicht. Und doch bei aller Unbeholfenheit tiefsinnig, denn er findet keinen Menschen.

Die Methode hat sich verfeinert: Statt der groben Laterne dienen die pränatalen oder sogar präimplantiven Diagnosemöglichkeiten² der Suche nach dem noch mikroskopisch kleinen Menschen. Doch ist das Ziel der Diagnose falsch formuliert: Denn gesucht wird nicht der Mensch, vielmehr einige seiner Eigenschaften, und dazu nur bestimmte: jene, die seinen Erzeugern - begründet oder vage - Angst machen. Und darunter wieder nur solche, die sich auf körperliche Ausfälle beziehen, während andere angstmachende Eigenschaften, etwa schlechter Charakter, Anlage zur Lüge und Grausamkeit, nicht erfaßt werden können. Ja, es würde ausgesprochen verwundern, bei Pränataldiagnostik die Prognose auf ein „menschliches“ Gemüt oder auf ein potentielles Ungeheuer abzurufen.

Diese eigentümliche Einleitung will auf etwas aufmerksam machen: Diagnostik in der Petrischale oder *in utero* erfaßt keineswegs „den Menschen“. Sie erfaßt den *Genotyp* (und selbst den keineswegs ganz, wie gleich erläutert wird), während in der philosophischen Anthropologie zum Begriff des Menschen wesentlich mehr und anderes

hinzukommt: so der *Phänotyp* und das durch Erziehung, Umwelt, Einflüsse vielfacher Art sich in der lebendigen Biographie unplanbar ausprägende Profil. Zu diesem Profil tragen dann wiederum nicht allein die von außen empfangenen Anstöße bei. Entscheidend wird über die beiden fremdbestimmten Vorgaben hinaus noch eine andere, selbstbestimmte Prägung: die langsam und eigenständig wachsenden ethischen Entscheidungen - die voluntative Fähigkeit des Menschen.

All diese Komponenten bilden zusammen die *Personalität*; sie besteht nicht einzig aus überschaubaren Elementen, die in ihrer kausalen Wechselwirkung einigermaßen auf ein „Resultat“ hin abzuschätzen sind. Etwa, grob gesprochen: Aus einem Kind, das mit bestimmten Defekten geboren und von einer teils unwilligen, teils sogar unfähigen Umgebung aufgezogen wird, kann nichts werden: es selbst wie die Bezugspersonen empfinden ein solches Dasein als Last... Solche Voraussagen verbieten sich, selbst wenn ihnen eine Wahrscheinlichkeit innewohnt, da sie bei aller Rechenhaftigkeit eines nicht „in Rechnung stellen“: die unerwartete Fähigkeit des Menschen zu einer eigenen, selbstbestimmten Resonanz auf das Angebot an Leben, Zuwendung, Ablehnung, Impulsen. Eben diese Resonanz nennt die Philosophie das Geistige, und geistige Vorgänge können nicht „verrechnet“ werden: Wenn nämlich der Mensch von der Fremderziehung zur Selbstbildung übergeht, also frei wird. *Liber est causa sui*, sagt Thomas von Aquin, und es gehört zu der vollständig sich einer Prognose entziehenden inneren Entwicklung eines Menschen, ob und wie weit er „die Ursache seiner selbst“ wird. Vorgänge dieser Art liegen jenseits der Teilbeschreibungen, die mit der Pränataldiagnostik erfaßt werden, sie werden auch durch sie nicht bestritten, sind nur klarerweise einfachhin nicht in ihrem Blick. Sie geben also keine Antwort auf die Frage, was das für ein Mensch sei, der sich *in utero* ankündigt - denn die Frage wird so nicht gefragt.

Eben wurde gesagt, in den vorgeburtlichen Untersuchungen würden nicht einmal alle fraglichen körperlichen Merkmale erfaßt. Das hängt damit zusammen, daß die Erhebung der Befunde von der Suchfrage abhängt, also von den hauptsächlich befürchteten Schäden, nach denen dann gefahndet wird (so bei höherem Alter der Schwangeren nach dem Down Syndrom). Die Pythia im Tempel des Apollo in Delphi, die „klassische“ antike Stelle der Befragung, gab wenige Antworten, die noch dazu mißverständlich blieben. Zwar gibt die Pränataldiagnostik durchaus klare Antworten, nach wie vor aber wenige und keineswegs erschöpfende. Denn natürlich kann trotz Pränataldiagnostik, die bestimmte Krankheitsbilder ausschließt, ein unerwartet behindertes Kind geboren werden. Die Methode der Früherkennung von Krankheiten ist lückenhaft, da nicht alle potentiellen Störungen abgetestet

werden. Heute können etwa 150 Krankheiten - unter denen 1% der Neugeborenen leidet - durch Pränataldiagnostik erfaßt werden, doch werden nicht 150 Tests am Einzelfall durchgeführt.

Warum dann doch Pränataldiagnostik? Sie hat natürlich den großen Wert einer erhofften Beruhigung der Eltern im Blick auf eine vermutete Krankheit, in geringerem Maße auch den Zweck einer möglichst frühzeitigen Besserung oder Heilung von behandelbaren Krankheiten des Kindes. Letztlich, wenn auch schwierig zu erringen, hätte sie fallweise den Sinn einer inneren Vorbereitung auf ein tatsächlich unheilbar krankes Kind. Auch das Dokument der Glaubenskongregation *Donum vitae* von 1987 bestätigt die sittliche Erlaubtheit der Pränataldiagnostik, sofern sie „die frühzeitigere und wirksamere Durchführung oder Planung einiger therapeutischer, medizinischer oder chirurgischer Eingriffe“ gestattet.³ Das meint im Sinne des Dokumentes natürlich, daß - bei welchem Ergebnis immer - die vorgeburtliche Diagnostik Leben und Unversehrtheit des Ungeborenen nicht in Frage stellt.

Unterschwellig schwingt in dem konkreten Umgang und der Erwartung der Eltern an die vorgeburtliche Diagnostik meist allerdings etwas Unausgesprochenes mit, das vielleicht sogar ungedacht oder zumindest im Tagesbewußtsein der Beteiligten nicht formuliert ist. Diagnostik dieser Art ist Ausdruck einer Unruhe, die in Gewißheit übergehen will, und von dort in eine Reaktion: bei negativem Ergebnis nämlich in eine instinktmäßige Gegenwehr. Vorgeburtliche Diagnostik wird damit aus einer analytischen und therapeutischen Methode zu einer Mentalität, die der Neuzeit grundsätzlich eignet. Der Dürer-Freund Joachim Camerarius (1500-1574) hatte die einprägsame Frage formuliert, wer sei denn schon „geboren und nicht vielmehr gemacht?“⁴ Darin läßt sich die genaue Umdrehung des Artikels aus dem *Credo* hören: Der Sohn sei „gezeugt und nicht gemacht“. Gemeint ist die einleuchtende Wahrheit, daß der Mensch nicht „fertig“ sei, sondern wesentlich von den anderen mitbestimmt und erzogen werde, wie es zeitgleich auch Erasmus von Rotterdam (1466-1536) einprägt: „Bäume entstehen vielleicht [...], Pferde werden geboren [...]; doch Menschen, glaube mir, werden nicht geboren, sondern gemacht.“⁵ Wenn sich diese Einsicht aber verselbständigt, das meint, aus dem Zusammenhang notwendiger Erziehung löst und den Menschen nur noch als *rudis massa*⁶, als Rohstoff eigener Zwecke sieht, wird sie tatsächlich zu einer selbstsüchtigen Mentalität. Das „von mir nicht Gemachte“ löst dann eine Interessenabwägung bei den Beteiligten aus (allerdings nicht beim Kind). Abwägung überhaupt spiegelt einen inneren Vorbehalt wider (die klassische *restrictio mentalis*), der im

Zweifelsfall das Kind das Leben kostet. Es handelt sich im - meist durchaus unklaren - Empfinden der Betroffenen um ein ganzes Konfliktfeld, um mehrere „Schichten“ in den vorbewußten Denkvorgaben der gegenwärtigen Lebenswelt. Zwei Konflikte lassen sich unschwer im Ungesagten ausmachen, doch liegt wohl noch eine tiefere und mühsamer herauszuarbeitende Vorentscheidung zugrunde, die einen unausgestandenen menschlichen Konflikt durch vorgeburtliche Diagnostik lösen will.

Am klarsten auf der Hand liegt zum ersten der Konflikt zwischen dem Lebensrecht auch des kranken Kindes und dem unbedingten Wunsch der Mutter nach einem gesunden Kind. Es ist abstrakter betrachtet der Konflikt zwischen dem Defensivrecht des gezeugten Kindes auf Leben und dem ganz anders ansetzenden Anspruch der Mutter auf ihre eigene „Lebensqualität“ und zumutbare Mühe beim Aufziehen des Kindes. Ist dies aber nur ein Konflikt der Interessen zwischen Mutter und krankem Kind?

Zum zweiten läßt sich nämlich vermuten, daß der mütterliche Konflikt selbst die Ausprägung eines tiefer greifenden gesellschaftlichen Zwiespalts ist, ja dadurch verdichtet und für ein ichschwaches oder wehrloses elterliches Bewußtsein gleichsam unentrinnbar wird. Was „alle“ denken, überrollt sozusagen mentalitätsmäßig das Individuum, sofern es sich nicht ausdrücklich dagegen wappnet. Was aber heute „alle“ zeitgeistig empfinden, ist der Konflikt zwischen einer unbearbeitbaren, sich allen Fortschritten der Medizin verschließenden Krankheit und der von technischen Meisterleistungen verwöhnten Welt. Es ist der Konflikt von gegensätzlichen menschlichen Haltungen: der Zwiespalt zwischen Annehmen und Verweigern des Ungeplanten, zwischen Austragen und Verändern des Unerträglichen, zwischen Erleiden und Abschaffen. In den chassidischen Gleichnissen des 18. Jahrhunderts steht auch die Erinnerung an die Fronarbeit des Volkes Israel in Ägypten: Dort hätten die schwangeren Frauen bis zur Stunde der Geburt auf den Feldern der Fronherren arbeiten müssen und das neugeborene Kind dann gleich zur Weiterverwendung (recycling) mit in den Lehm eingestampft. Aus solchen Lehmziegeln hätten nämlich die Ägypter besonders feste Häuser gebaut. Fronarbeit heißt hier, daß sich das unerwartet Neue, das Kind, in die verplante, aktive Arbeitswelt „einbauen“ lassen müsse.

So betrachtet handelt es sich unausgesprochen in der Motivlage bei mancher Verwendung der vorgeburtlichen Diagnostik um das Aufbrechen des alten Konfliktes zwischen passivem Zulassen des Unveränderlichen und aktivem Tun, der mittlerweile vielfach zugunsten des Tuns entschieden scheint. Und wahrhaftig, es ist ein wirklicher und ernstzunehmender Konflikt, denn warum sollte nicht verändert, besser gemacht werden? Wer hätte nicht den Wunsch, bei einer festgestellten Schädigung des Kindes diesen Schaden aktiv

beheben zu können? Wer würde schon leichter Hand oder auch heuchlerischen Sinnes zum Leiden raten wollen? Bedrängend wird die Frage aber dann, wenn im Zuge solchen Mitleids, ja unter Berufung auf das Mitleid nicht das Leiden, sondern der Leidende abgeschafft wird. Und eben dies bahnt sich heute ausgesprochen an, unter der Frage nämlich: Darf man einem kranken Kind sein eingeschränktes Leben zumuten? Muß man nicht aus Humanität einem Behinderten seine Behinderung ersparen? Übrigens auch einem Sterbenden sein Sterben? Einem Trauernden seine Tränen, einem Dürstenden seinen Durst, so könnte man fortfahren... Sind Trauer, Durst, Leiden nicht sinnlos?

Hier tut sich eine verwickelte psychische Lage auf, die nicht uneigennützig das Argument des Mitleids nutzt. Es tut sich sogar ein versteckter narzißtischer Boden auf. „Mitleid, das nicht zum wirklichen Mitsein mit dem Leidenden ethisch kultiviert wird, kann zu einer Reaktion der Abwehr und Projektion der eigenen Leidens- und Todesangst auf den leidenden Menschen werden. Dieser ist dann doppelt beladen mit seiner eigenen Not und den verworrenen Gefühlen der Abwehr durch den anderen. Mitleid und Brutalität liegen nur zu oft nahe beisammen. Im Extremfall kann dieser Abwehrmechanismus, der hinter dem Mitleid steckt, sich zum Wunsch auswachsen, die eigene unerträgliche Konfrontation mit dem Leiden und Sterben dadurch zu beenden, daß das Leben des Leidenden beendet wird.“⁷

Schließlich läßt sich unter einer solchen zeitgeistigen Mitleidsargumentation eine weitere gleichsam anthropologisch-archäologische Schicht freilegen (Gustav René Hocke sprach von der *Speläologie*, der „Höhlenforschung“ des Anthropologen im Höhlenlabyrinth des menschlichen Geistes⁸). Bei tieferem Schürfen tritt zutage der menschliche Konflikt zwischen der Erfahrung der Endlichkeit und ihren häßlichen, kleinmachenden Eigenschaften und dem Wunsch nach schönem, gesunden, erfüllten Dasein. Eduard Seidler sprach in diesem Zusammenhang von der Furcht des Menschen vor seiner eigenen Ungestalt (mit Verweis auf die ungestalten Wasserspeier an den gotischen Kathedralen, die Beschwörungscharakter hätten); „Mängelwesen Mensch“ hieß es nüchterner bei Arnold Gehlen. Anders: Die Anthropologie trifft auf den eingewurzelten menschlichen Konflikt zwischen dem krummen und dem geraden Wuchs, wie Nietzsche es nennen würde, der einer der Verkünder des „prachtvollen Tieres“ als Material des Menschen war. „Adler und Panther“ stehen bei ihm als Vorbild des gelungenen Menschen, und die Schwächlichen und Verletzten, dem Leben nicht Gewachsenen seien dessen Beleidigung. „Nicht nur fort sollst du dich pflanzen, sondern hinauf“⁹ - das ist einer der markigen Sätze jener Lebensphilosophie Nietzsches, die einen geradezu archetypischen Instinkt anrühren und ohne Zweifel auch nicht

einfach Unrecht haben, sondern etwas „Normales“ ausdrücken: daß es besser ist, gesund als krank zu sein, oder um es mit dem gängigen Slogan auszudrücken: besser reich und schön als arm und häßlich.

Hinter dem Konflikt also die ewig wurmende Frage: Warum ist das menschliche Leben so defizitär angelegt? Und wenn es schon so ist, sollte man ihm nicht entrinnen dürfen? Es gibt eine ganze Religion, die sich ausschließlich auf die Frage nach dem Leiden konzentriert und wie man ihm entrinnen könne: die aus dem Schock des jungen, verwöhnten Prinzen Gautama Buddha entstandene Technik, sich in der unnachgiebigen Schulung des Gleichmuts dem Leiden zu entziehen. „Leben ist Leiden“, so die Erkenntnis des Buddha, der deswegen das Leiden (zusammen mit dem Leben) zu löschen sucht, auf achtfachem Pfad ins leidlose Vergangensein wegstrebt. „Leidwesen Mensch“ nennt der Bochumer Biochemiker Herbert Schriefers dieselbe Grundbefindlichkeit, unter streng naturwissenschaftlicher Betrachtung der Endlichkeit.

Diese Frage, warum denn das Leben der unleugbaren Erfahrung nach mit Leiden zu tun habe, öffnet den Horizont, der für jede Gesellschaft und für den einzelnen in ihr zu bestehen ist, insbesondere wenn das Leiden aus einer allgemeinen Beobachtung zu einer persönlichen Erfahrung wird. Um ein Bild aufzurufen: Plötzlich können eine betroffene Mutter, der Vater eines behinderten Kindes in ihrer Not allein stehen, von einem zurückweichenden Kreis von Umstehenden scheu und mit etwas Widerwillen ausgespart und ihrem Schicksal überlassen, stellvertretend dafür betrachtet und gleichzeitig gemieden, damit es die anderen „nicht erwischt“. Schwer wird es, darauf die eigentlich gemäße Antwort zu geben, und sie leitet sich nicht aus der „Herstellung und Selektion gesunden Lebens“ ab. Wie weit ist es möglich, eine Kultur zu entwickeln aus dem „halb zögernden, halb beschwörenden Gedanken, daß wir vielleicht in Zusammenhängen leben, wo die erlittene Sinnlosigkeit mehr Sinn hat als alle rundum anerkannten Ziele und Zwecke“?¹⁰

„Gezeugt, nicht gemacht“

Denn: Ist das Kind nur eine Funktion seiner Eltern, zweckhaft an ihre Interessen gebunden, und sei es als „Wunschkind“? Natürlich ist ein solches interessegeleitetes Denken und Wünschen nicht illegitim, und natürlich ist jedes Lebewesen, auch der Mensch, nicht einfachhin außerhalb der Interessen anderer zu sehen. Relation gehört überhaupt zum Leben, und damit ist der Blick anderer auf ein

Lebewesen immer auch selbstbezogen gerichtet, oder eben zweckhaft. Auf ein Kind bezogen, lauten die üblichen zweckbestimmten Fragen: Kann man oder frau es jetzt oder erst später oder gar nicht brauchen, wie weit paßt es in den Rahmen des eigenen Lebensentwurfs? Umgekehrt: „Brauche“ ich ein Kind, um meine mütterlichen Instinkte auszuleben - wie eine lesbische amerikanische Tennisspielerin es als zustehendes „Bedürfnis“ verlauten ließ und wie es in der Diskussion um das „Recht auf ein Kind“ bei geistig Behinderten zu hören ist?

Dennoch ist dieses zweckliche Fragen noch evident zu vordergründig, ja vielleicht ist nichts so gefährdet wie ein „Wunschkind“, denn der Wünschende „fällt unerbittlich in eine Haltung der Anmaßung gegenüber dem Kind und beginnt zweifellos unter dem Anschein von Sorge einen wahren Kampf mit dem Kind, um aus ihm das zu machen, was er sich selbst als Modell und Ideal gedacht hat. [...] da behandelt der Mächtige den schwachen Menschen als ein Wesen ohne Recht, weil er dort selbst der Gesetzgeber ist und das Schicksal der Untergebenen bestimmt.“¹¹

Schon die alteuropäische philosophische Ethik hat zur Klärung solcher nicht von außen festgelegter Würde das Wort „Sinn“ entwickelt im Unterschied zum Zweck: zwecklos, aber sinnvoll sind die Grundvollzüge menschlichen Daseins. Zwecklos: weil nicht einzig, ja im Entscheidenden nicht von den zielbestimmten Interessen anderer abhängig; sinnvoll, weil in sich selbst stimmig, auch wenn niemand anderem mit diesem Leben „genutzt“ ist. Dies ist ein Boden, den die Zweckrationalität nicht betritt, den sie sogar vermeidet, da sie hier an ein *plus ultra* des Daseins rührt.

Denn diese Frage führt an den Rand der Existenz, in die Frage nach einem „gegebenen Urbereich“, aus dem der Mensch nicht willentlich, sondern vorfindlich stammt. Dieses *plus ultra* läßt sich zumindest durch eine Frage aufhellen: Sind es denn die Eltern, die Kette unbekannter Vorväter und Vormütter, die das Kind gewollt und ihrem Willen entsprechend „gemacht“ haben? Tatsächlich ist es so, daß die Eltern selbst dem Kind zwar die leiblichen und seelischen Vorgaben, eben den Genotyp, mitgeben, aber keineswegs im Sinne bewußter Formung. Weder kennen sie das Kind im vorhinein, noch bestimmen sie sein Geschlecht oder seine Anlagen; ihre Aufgabe ist vielmehr, es kennenzulernen, als es zu erschaffen. Bestimmt sich aber das Kind selber, wenigstens später, wenn es sein mitgegebenes Potential gestaltet, sich selbst die eigene Form erarbeitet? So gefragt, läßt sich der Satz bejahen, allerdings bleibt nach wie vor das Potential als *datum*, als nicht selbst gewählte Mitte und Grenze bestehen. Daher die Notwendigkeit, daß auch Eltern das Kind erst als Unbekanntes annehmen müssen,

ja, daß das Kind selbst sich später im Reifungsvorgang annehmen muß, seine Grenze und sein Nichtvermögen ebenso wie seine Mitte und sein Können. Es ist sich ja auch selbst durch seine Geburt „voraus“, und nicht nur ist das Leben mit Heidegger als ein „Vorlaufen in den Tod“ zu kennzeichnen, sondern umgekehrt ist Geburt ein „Vorlaufen in das Leben“.

Eine tiefe Bestimmung des Menschen heißt Sich-Gegeben-Sein. Es ist die Seligkeit dazusein. In diesem Dasein ist niemand Kopie, Sklave, ersetzbar von Tausenden, sondern selbst in seiner Grenze frei und einzig, wesentlich sogar sich selber „freigegeben“. Dieses Urgeschenk dazusein verbindet sofort das Glück des Daseins mit der Grenze des Soseins. In dieser Endlichkeit, in bestimmter und damit begrenzter Gestalt sich vorzufinden, fordert gute wie selbstzerstörerische Versuche heraus, sich selber anders und gegen die Grenze zu gestalten. Und in der Tat würde die Philosophie gerade auch der Neuzeit zustimmen, daß die menschliche Plastizität, die sich in dem Wort „Autonomie“ eine eher täuschende Formel geschaffen hat, einer Selbstschöpfung unterliegt, allerdings nicht endlos. Wird diese Autonomie als Macht verstanden, Endlichkeit und *datum*/Gabe überhaupt nicht anzuerkennen, wird die Freiheit des Geschenkseins aufgehoben, in eine Verschlossenheit gegenüber dem Geber und sich selbst umgewandelt.¹²

Und Verschließung ist möglich - gerade im Blick auf fremde und eigene Behinderung, die sich auch nicht einfach nur leiblich ausdrücken muß, denn auch die Grenze der Begabung gehört hinzu.¹³ Alles, was nicht angenommen ist, bleibt unangenehm. Kann das Unangenehme, wozu in erster Linie Krankheit zählt, trotzdem zum Annehmbaren werden - und wie? Zweifellos hegen wir den Wunsch, Krankheit höchstens als eine Phase, aber nicht als einen Dauerzustand zu betrachten, d. h. das Erkranken als einen biographisch ausgelösten Vorgang zu sehen und helfend beantworten zu lassen. Sofern es aber dafür keine Therapie gibt, stellen sich dem Kranken und seinen Angehörigen vorletzte und letzte Fragen nach Sinn und Bestehbarkeit seiner Krankheit oder sogar seines Todes - und sie stellen sich meist antwortlos.

Unsere Gesellschaft hat die Sinnfrage suspendiert, sie nur noch im Endlichen zugelassen. Bei existentiellen Einschnitten, wie dauernder Behinderung, schwerer Krankheit und Sterben kommt es plötzlich zu Ausbrüchen des ansonsten Totgeschwiegenen: wozu das Ganze diene, wozu das Leiden überhaupt Sinn habe. Gekoppelt werden diese Ausbrüche nicht selten und ersatzhalber an eine „Mitleidsmoral“, aktiv umgesetzt in Abtreibung zugunsten der Mutter, Euthanasie zugunsten des Kranken selbst. Solche Mitleidsmoral soll plötzlich jenen übergreifenden Sinn abdecken, den die Gesamtkultur und der in ihr „schwimmende“ Einzelne

bislang vernachlässigte. Moral darf sich aber nicht für einen innerweltlichen Holismus mißbrauchen lassen, für ein in sich rundes, befriedetes, harmonisches Dasein. Die Harmonie des Daseins gibt es nicht, auch wenn ihr die berühmte und mit Recht berüchtigte Definition der Weltgesundheitsorganisation nahekommt: Gesundheit sei „der Zustand (!) des vollständigen körperlichen, geistigen und sozialen Wohlbefindens“. Mit solchen utopischen, wirklich ortlosen Definitionen von glücklichen Menschen ist die Flucht aus der zu bestehenden fragmentarischen Wirklichkeit, dem Ort unhintergehbaren Leidens, besiegelt. Mit allseitigem Wohlbefinden scheint jenes „laue Behagen“ nahegerückt, von dem Sigmund Freud spöttisch sprach - spöttisch, weil es die kulturelle Dekadenz begleite.¹⁴

Die Utopie beseitigten Leides und durchgängiger *wellness* ist weder für den Einzelnen noch für die Gesamtheit sinnvoll. Menschsein enthält nicht als Ausnahme, sondern konstitutiv eine Störung. Wir können krank werden und sterben nur, weil wir immer schon kränklich und sterblich sind. Die Annahme dieser Tatsache gehört zur Reife, die Verarbeitung dieser abfallenden Linie gehört zum Menschsein. Der bloß naturalistische Begriff von Krankheit und Gesundheit mag für das Tier gelten - auch hier wäre er aber fraglich, wenn man dem Römerbrief traut, wo laut Paulus die gesamte Schöpfung nach dem Offenbarwerden der Kinder Gottes „seufzt und in Wehen liegt“.¹⁵ Für den Menschen gilt jedenfalls, daß er „mehr ist als er selbst“. Den bloß natürlichen Menschen gibt es gar nicht. Um auf Nietzsche zu verweisen, der als - freilich selbst kranker - Vordenker des Vitalismus gelten kann, aber zur Selbstkorrektur auch in diesem Punkt fähig war: „Nichts ist unnatürlicher als die Natur.“ Immer transzendiert der Mensch sich selber, mit jeder Frage nach Sinn reicht er über das Vorfindliche hinaus. Im leiblich Gestillten wie im Ungestillten liegt von außen uneinsehbarer, nicht wägbarer Gewinn oder Verlust.

Das freie, selbstgesetzliche Subjekt der Aufklärung war die eine Utopie, die den endlichen Leib übergang; das optimierte Kollektiv war die andere Utopie der Neuzeit, die den Leib zur Arbeit verzweckte. Zwischen Leiblosigkeit und Leibverzweckung wird kein wirklicher Umgang mit Krankheit, mit Behinderung der Existenz denkbar. In nicht aufzulösender Spannung bleibt der Mensch, und zwar jeder, übrig, seinem hindernd-sterblichen Leib überlassen und dennoch nur in diesem unvollkommenen Leib daseiend. Die Sinnlinien solchen Daseins können nicht verkürzt werden: weder auf den bloßen, perfekten Ichbezug des Einzelnen, die reine „Icheinsamkeit“¹⁶, noch auf das Einfügen in den bloßen, zweckdurchsetzten Wirbezug, ins Kollektiv einer irdischen *societas perfecta*. Deren tötende Schrecken sind dem kulturellen Gedächtnis seit dem 20. Jahrhundert glühend eingegraben;

dennoch scheinen die Folgerungen nicht hinreichend ausgezogen, wenn man die gegenwärtigen Auseinandersetzungen um gesellschaftlich abgesicherte „Mitleids“-Tötungen verfolgt.

Deswegen ist es unumgänglich, nach einem *plus ultra*/über sich hinaus des beschränkten Lebens zu fragen. Damit „Ich und Wir“ einigermaßen gleichgewichtig, ohne gegenseitige Bevormundung nämlich, im Lot bleiben, bedarf es einer weiteren Sinnlinie. Es gibt nicht allein die horizontalen Bezüge: vom Wir zum Ich (von Außen nach Innen und umgekehrt) und vom Ich zum Ich (von Innen nach Innen).¹⁷ Die dritte, wichtigste Sinnlinie steigt von Innen nach Oben auf: vom Ich zum vorgängigen Ursprung, zum Freiheitsraum, aus dem es stammt. Nach den Kahlschlägen des Atheismus, des Existentialismus, des Kollektivismus, des heutigen Holismus im Innerweltlichen tut sich die Kultur schwer, davon auch nur zu sprechen. Doch weiß schon die Sprache von dem Zusammenhang des Heiligen mit dem Heilenden. „Oben“ meint jenen Bereich, der ins Esoterische oder Scharlatanische verwildert, wenn er nicht durch Jahrtausende großer, erprobter Religiosität und Kultur ins Heilsame vermittelt wird. Von „oben“ stammen Antworten für mannigfaches inneres und äußeres Leid: gerade weil die nur binnenweltliche und wissenschaftliche Betrachtung geöffnet wird. Die Krankheit eines einzelnen zeigt das schadhafte Dasein aller, welches auf Heilung und Sinnantwort angewiesen ist. Zu einer solchen sinnvollen Antwort gehört beispielsweise das Verschieben der Frage „Warum mir (diese Krankheit)?“ auf die den Blick umschwenkende Frage „Wozu mir (diese Erfahrung)?“ Von der Ursache weg wird die Aufmerksamkeit auf ein Ziel hingelenkt: Ziel meint eben Sinn, denn vom Ziel her wird auch der Ausgang erhellt (daher nennt Thomas von Aquin das Ziel die *causa finalis*, gewissermaßen eine ins Ziel ziehende Ursache).

Die gesamte Kultur hat die zielhafte Oben-Dimension des Menschen neu und gründlich zu buchstabieren, wenn nicht Stanislaw Jerzy Lec recht behalten soll: „Die Technik ist auf dem Wege, eine solche Perfektion zu erreichen, daß der Mensch bald ohne sich selbst auskommt.“¹⁸ Das ist nicht mythisierend gemeint, auch nicht in dem Sinn, daß „die Natur“ gegenüber der Technik „irgendwann“ zurückschlägt. Nicht-Machbarkeit des Menschen ist vernünftig gemeint, sofern eben die Vernunft jenen vorgegebenen Freiheitsraum, das Sich-Selbst-(und niemand anderem)-Gegebensein jedes Menschen denken kann - und übrigens auch gedacht hat, von Sokrates über Kant bis zu Levinas.

Wir sind nicht nur ein „*factum*“, von irgend jemandem gemacht¹⁹ oder wieder abgeschafft, sondern „*genitum*“, gezeugt. Gezeugt wovon? Naturhaft und natürlich zweifellos

von den Eltern - dennoch, so Levinas: „Der Sohn ist nicht einfach hin mein Werk, wie ein Gedicht oder wie ein fabrizierter Gegenstand; er ist auch nicht mein Eigentum. Weder die Kategorien des Könnens noch die des Habens können das Verhältnis zum Kind anzeigen. Weder der Begriff der Ursache noch der Begriff des Eigentums erlauben es, die Tatsache der Fruchtbarkeit zu erfassen.“²⁰ Was hier philosophisch skizziert ist, wird von Maria Montessori, der großen Pädagogin, mithilfe einer Sprachwendung erläutert und von der Erfahrung aus ins Theologische weitergezeichnet: Daß die Eltern „das Kind ‘zum Licht der Welt’ gebracht haben, [...] ist eine tiefere Grundlage [...] für das klare Bewußtsein, daß die Eltern sich verantwortlich fühlen gegenüber Gott für das Kind, das er ihnen anvertraut hat. [...]so] ist das Bewußtsein lebendig, daß sie nur einen unbedeutenden Anteil haben am Prozeß der Empfängnis und der Geburt, verglichen mit dem Anteil, den die Natur daran hat. Wirklich werden die Keimzellen, aus denen das Kind sich entwickelt, nicht ins Leben gerufen durch einen Willensakt des Menschen. [...] Es ist nicht die Mutter, welche dann das Wachstum des Kindes in ihrem Schoß vollbringt. Das Kind vollbringt es durch die Kraft des Wesens, das in ihm erschaffen ist. Es ist nicht die Mutter, welche den Akt der Geburt des kleinen Kindes vollbringt; dieser wunderbare Akt wird von der Natur vollzogen, und von der Mutter wird er nur unterstützt. [...] So fühlen die Eltern einen solchen natürlichen Respekt gegenüber dem Kind, das auf so wunderbare Weise bei ihnen angekommen ist.“²¹

Von daher zeigt sich die *sachhafte* Verbindung der „Kultur des Lebens“ mit dem nun *theologisch* gewendeten Gedanken des göttlichen Ursprungs eines jeden. Kindsein zeigt nicht nur beispielhaft die unleugbare menschliche Bedürftigkeit einer Annahme durch andere, die sich in Geburt und später wieder bei Krankheit und Sterben meldet. Kindsein zeigt auch die „theologische, ewige Bedeutung des Geborenwerdens [...], die endgültige Seligkeit des Herseins aus einem zeugend-gebärenden Schoß“²², aus dem göttlichen Urwillen, der will, „daß ich sei“. Das ist das unabänderliche Glück jedes menschlichen Anfangs; von daher verbietet sich seine Zerstörung. Die „Seligkeit, gewollt zu sein“, und zwar unabhängig vom Wunsch der Eltern, macht den Menschen aus. Mit dem frühchristlichen Apologeten Justinus (+um 165) gesprochen: „Bei unserer Geburt sind wir, ohne darum zu wissen und ungefragt, bei der Verbindung der Eltern aus feuchtem Samen geboren worden [...] Doch wir sollten nicht Kinder der Notwendigkeit und der Unwissenheit bleiben. Vielmehr sollten wir Kinder der Erwählung und der Erkenntnis werden.“²³ Das „Voraus“ unserer Geburt ist dadurch einzuholen, daß wir das Geschenk, das wir sind, bestätigen und anderen dieselbe Geburt gönnen: die eigene Erwählung ins Leben anderen einräumen. Das ist vorbehaltloser Umgang

mit dem Urgeschenk: dazusein. Selbstverständlich ist zu fragen, ob mit dem vorgeburtlichen Leben behebbare oder linderbare Schäden verbunden sind, die behandelt werden sollen. Aber nicht ist das Kind selbst ein Schaden - daß andere es als solches betrachten, berührt das *Datum* seines Daseins nicht. Wo Zukunft - für die das Kind ein Symbol ist - nur durch Machen oder Abschaffen festgelegt wird, ist sie nicht mehr zukünftig. Tatsächlich ist die Hoffnung Blochs, die vielbeschworene, auf die durch Machen (und nur durch Machen) hergestellte Zukunft leer, denn „da vorne kommt niemand auf uns zu; in der Zukunft wartet niemand auf uns“. Weit entfernt ist solches Denken der Leere, die nur durch willentliche Planarbeit aufgefüllt werden könne, vom Denken ungeschuldeter, außerhalb aller Planung liegender Fruchtbarkeit. „Das Wunder, das den Lauf der Welt und den Gang menschlicher Dinge immer wieder unterbricht und von dem Verderben rettet, das als Keim in ihm sitzt und als ‘Gesetz’ seine Bewegung bestimmt, ist schließlich die Tatsache der Natalität, das Geborensein“, formuliert Hannah Arendt gegen Bloch.²⁴ „Freiheit, Gnade und Leben sind tief miteinander verwandt. Sie haben den gemeinsamen Nenner: ‘zwecklos, unverdient, unentgeltlich geschenkt zu sein’ (Ch. Péguy). [...] Deshalb schläft die Hoffnung, schläft das Kind, ohne den Schlaf als Brücke zwischen Arbeit und Arbeit einzuplanen.“²⁵ Arbeit heißt Labor im Lateinischen. Das Kind lebt jenseits der Arbeit und stammt nicht aus Arbeit; es ist aus seinem Dasein heraus gerechtfertigt, unbeschadet seiner möglichen Versehrtheit. Diese ist unschuldiger Spiegel eigener, unangenehmer, unangenommener Versehrtheit, die wir scheuen, obwohl sie durchgängiges Kennzeichen der jetzigen Existenz ist. So wird gerade der Umgang mit dem Kind zum Maßstab einer Kultur: Kennt sie, übernimmt sie dessen „allgerechtfertigtes“ Dasein?

¹ Artemis-Gedenkausgabe 1, 650.

² Präimplantationsdiagnostik (PID) ist Diagnostik des *in vitro* hergestellten Embryos auf genetische Defekte, wovon die Implantation in den Uterus abhängig gemacht wird; d. h. „defekte“ Embryos werden vernichtet (was nach deutschem Embryonenschutzgesetz bisher verboten ist, dessen Änderung aber diskutiert wird). Pränataldiagnostik (PND) ist Diagnostik des Embryos im Mutterleib entweder zur Behebung vorgeburtlicher Schäden oder zur Feststellung von Schäden im Blick auf eine folgende Abtreibung, begründet mit der Unzumutbarkeit eines behinderten Kindes für die Mutter.

³ *Donum vitae*, hg. v. Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz, Bonn 1987, Abschnitt I, 2. - Der Titel dieses Dokuments ist leider identisch verwendet worden für die katholische Schwangerenberatung *mit* Scheinausstellung, welche die Abtreibung möglich macht. Dagegen ist seit 2001 neu aufgebaut eine eigene Schwangerenberatung der katholischen Kirche in Deutschland *ohne* Scheinausstellung.

⁴ Joachim Camerarius, *Disputatio de imitatione*, Basileae 1538, 20: „Quis est enim peritus ullius rei, natus, non factus?“

-
- ⁵ De pueris statim ac liberaliter instituendis (1529), in: Desiderii Erasmi Roterodami Opera omnia, Lugduni Batavorum 1703 (Nachdruck Hildesheim 1961), I, 493 B: „Arbores fortasse nascuntur [...], equi nascuntur [...]; at homines mihi crede, non nascuntur, sed finguntur.“
- ⁶ Ebd., 493 E.
- ⁷ Günter Virt, Ms. des Vortrags vom 4.11.1994 in Salzburg.
- ⁸ Gustav René Hocke, Manierismus in der Literatur. Sprach-Alchemie und esoterische Kombinationskunst, Reinbek 1959, 11.
- ⁹ Friedrich Nietzsche, Also sprach Zarathustra,
- ¹⁰ Peter von Matt, FAZ vom 17.5.1997, Tiefdruckbeilage.
- ¹¹ Maria Montessori, Gott und das Kind, Freiburg (Herder) 1995, 28. Von daher wäre schon die Zeugung eines Kindes *in vitro* als technische Verifikation von Planung anzufragen.
- ¹² Dazu die großartige Studie von Ferdinand Ulrich, Der Mensch als Anfang. Zur philosophischen Anthropologie des Kindes, Einsiedeln (Johannes) 1970. Vgl. Florian Pischl, „Wenn ihr nicht werdet wie die Kinder...“ Ferdinand Ulrichs Philosophische Anthropologie der Kindheit im Gespräch mit Wertvorstellungen am Ende der Moderne, in: IKZ Communio 24 (1995), 50-60.
- ¹³ Vgl. oben Kapitel 7 über Grenze.
- ¹⁴ Sigmund Freud, Das Unbehagen in der Kultur (1930), Frankfurt 1958.
- ¹⁵ Röm 8, 22.
- ¹⁶ Ferdinand Ebner, Das Wort und die geistigen Realitäten. Pneumatologische Fragmente (Innsbruck 1921), Frankfurt (Suhrkamp) 1980, 14.
- ¹⁷ Dazu genauer: Hanna-Barbara Gerl, Nach dem Jahrhundert der Wölfe. Werte im Aufbruch, Zürich ³1998.
- ¹⁸ Das große Stanislaw Jerzy Lec Buch, hg. v. Karl Dedecius, München 1990, 121.
- ¹⁹ „Gemacht“ werden Kinder heute so selbstverständlich, daß die norwegische Stadt Otta Ende März 1999 eine „erotische Woche“ mit Sonderkonditionen anbot, um ein Kind mit dem Geburtsdatum 1.1.2000 zu zeugen. S. Meldung der FAZ vom 10.3.1999.
- ²⁰ Emmanuel Levinas, Die Zeit und der Andere, übers. v. Ludwig Wenzler, Hamburg (Meiner) 1989, 62.
- ²¹ Montessori, 26f.
- ²² Hans Urs von Balthasar, Homo creatus est. Skizzen zur Theologie V, Einsiedeln (Johannes) 1986, 173.
- ²³ Justinus Martyr, I. Apologia 61.
- ²⁴ Hannah Arendt, Vita activa oder Vom tätigen Leben, München (Piper) 1981, 243.
- ²⁵ Ulrich, Der Mensch als Anfang, 146.